Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 1

Artikel: Ammi [Fortsetzung folgt]
Autor: Oertel, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662052

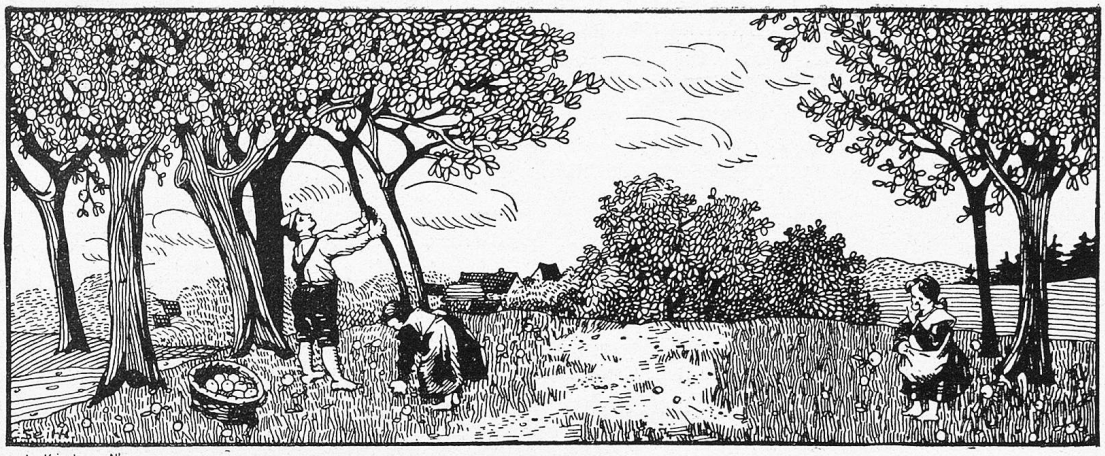
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



L. Kriegbaum Nbg.

Herbstgefühl.

Nun sinkt die Seele ganz ins müde Spiel:
Dem Herbstgeräusch der Blätter hingegeben,
Sich zu vertrauern. Alles Sommerleben
Starb mit den Astern, und die Sonne fiel.

Hoch aus dem Mittag sank sie an den Rand
Der Erde, matt von ihren langen Tagen;
Der Sommer hat sie durch sein Fest getragen,
Und nun umkreist sie fahl das tote Land.

Die Tiere gehn zum letzten Weiden aus,
Es wandert rings am Berg wie Sterbeglocken,
Bis früh am Abend alle Laute stocken,
Und nur die Nacht noch huscht im leeren Haus.

Max Werner Lenz, Flims.

Ammi.

Erzählung von Wilhelm Oertel.

1.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um diese Zeit in der Regel schon scharf über die Stoppeln streicht und der Hunsrücker bereits seine Wintersaat bestellt hat, auch die Schwalben sich um den Kirchturm scharten, die baldige Abreise zu besprechen, und die Zeitlose, hier die „Winterhauch" genannt, die Wiesen bedeckte, so war's doch noch ein recht sonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänsen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, ging's dieses Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenschein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprichwort sagt: Den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zuschanden, und es schien sich einmal vorgenommen zu haben, seinem eigenen Kopfe zu folgen; denn wie's den gesegnetsten Sommer hatte vom frühesten Frühling an, so schien es den Winter völlig vergessen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menschengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel stand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne schien noch so warm wie im Juli, und der Komet mit seinem ungeheueren Schweife schien den kühleren Herbst ganz weggefegt zu haben. Gegen den entfernten Hochwald hin dehnte sich eine weite Wiesenfläche, die trotz der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenschuß entfernt, lag das schöne Dorf. In diesem Wiesengrunde, der sich an dem breiten Bach hinzog, den Erlen und Weiden einschlossen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Gesang schallte von allen Seiten her, und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufsicht auf das weidende Vieh vergessen. Das tat übrigens nichts, denn es war nirgends Gefahr und der Wald war weit

genug entfernt. Nur das eine konnte schlimm werden, wenn nämlich eine Bremse daherschwirrte oder eine Horniſſe, weil dann das Vieh zu „bieſen“ anfing und wegrannte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten ſie von Kartoffelſtroh ein Feuer angemacht und brieten ſich Kartoffeln darin und tanzten darum, wenn's hoch auflohte, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele — kurz, ſie vergnügten ſich gar luſtig. Der Bach machte, wie alle Hunsrücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen daran gab, die recht heimelige Plauder- und Koſeplätzchen bildeten, wo man dem Auge der übrigen ganz verborgen war. An einem ſolchen Plätzchen, das ſchier wie eine große Laube rund von dunklen Erlen abgeſchloſſen war und nur gegen den Wieſengrund eine ſchmale Öffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwaſſer entwurzelten uralten Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sitzbank, und es ſchien, als hätten ihn zwei zum Koſeplätzchen erkoren, denn ſie kamen, nachdem ſie ſich nach allen Seiten umgeſehen, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie unbeachtet und ſicher ſeien, mit raſchen Schritten in das ſchattige Verſteck herein und ſetzten ſich vertraulich auf den Weidenſtamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Jungburſch mit ſeinem Liebchen, ſondern zwei Mädchen, die in dieſem Jahre kaum zum neunzehnten Male die Winterhauchen in den Wieſen ſahen. Sie waren beide ſehr hübſche Mädchen, aber doch ſo verſchieden, daß, wenn man hätte ſagen ſollen, welche die ſchönſte ſei, man in die Klemme geraten wäre und ſich gefragt hätte: biſt du auch deiner Sache ſo ſicher, daß dich dein Ausſpruch hintennach nicht reut? Schon wenn man ſie die abſchüſſige Wieſe heruntergehen ſah, konnte man ſehen, daß die zwei nicht einerlei Weſens waren. Es iſt erſtaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menſchen für ſein ganzes Weſen iſt. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar ſichere Schlüſſe ziehen.

Die eine trat feſt, beſtimmt, kräftig auf, die andere weich, man möchte ſagen ängſtlich und ſanft, und dieſe Art des Auftretens ſtimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche ſo feſt und ſchnellkräftig einherging, trug ſich kerzengerade wie eine junge Tanne. Ihr Auge ſah klar und feſt in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmut darin. Die innere Sicherheit und Feſtigkeit des Willens und Herzens aber tat ſich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kaſtanienbraunes, reiches glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rote Kirſche; aber die Hautfarbe war ein bißchen dunkel, was ihr jedoch gar gut ſtand und ſo recht zum Ganzen paßte. — Die andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart wie der glänzende Flachs, den ihre kleine Hand ſpann in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der friſchgefallene Schnee, wenn die Morgenröte darauf leuchtete, und ihre Wangen wie eine Mooſroſe, die eben die Knoſpe geſprengt hat. In ihrer Kleidung waren ſie faſt gleich. Ein buntes Halstuch umſchloß die Bruſt bis zum Halſe, den ein Halsband von Granaten auf ſchwarzem Samtband umgab. Das Mieder war von himmelblauem Tuche mit ſchwarzen Samtbändern eingefaßt. Der Arm war bloß bis zum Oberarm, wo ſich das ſchneeweiße, ſelbſtgeſponnene Hemd enge anſchloß, weil es über dem Ellenbogen zuſammengelegt und hinten mit einer Stecknadel feſtgeſteckt war. Ein weiter, grün und ſchwarz geſtreifter Tartanrock umſchloß die ſchlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht ſo tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den roten Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Abſätzen hätte ſehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunklem Druckkattun mit ſchwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Eile hatten, um ungeſtört plaudern zu können. Bemerkt hatte ihre Entfernung niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, ſo konnten ſie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie ſetzten ſich eng aneinander auf den Weidenſtamm, und die Braunhaarige, nachdem ſie vorſichtig gelauſcht, ob nicht etwas Verdächtiges ſich hören laſſe, legte der Blonden die Hand auf die Schulter und ſagte: „Lene, um tauſend Gottes willen, iſt's denn wahr?“

Die Blonde erhob das geſenkte Haupt und ſah mit rollenden Tränen die Freundin an und nickte bloß, denn ſie konnte jetzt, wo ein lang-

Segantini: Mittag in den Alpen.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

verhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden.

Ammi, so hieß die Braune, schlug die Hände zusammen und sagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr denn Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt plötzlich seine Braut, in die er verliebt schien wie ein Eichkätzchen — so etwas ist auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?"

Lene hatte das Gesicht in beide Hände gelegt. Sie weinte fast laut und der Schmerz stieß ihr ordentlich in der Brust; aber sie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hannjost gar nicht denken! Ist doch die Lene das hübscheste Mädchen weit und breit! Ist sie doch eines reichen Bauern einziges Kind!

Iſt doch des Vaters Namen ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich ſage, die Welt muß keine Woche mehr vom Jüngſten Tage ſein!"

Sie ſprang auf, rannte einmal das Wieſenplätzchen auf und ab und ſetzte ſich dann wieder.

Da richtete Lene den tränenmüden Kopf in die Höhe und ſagte leiſe: „Ammi, es iſt alles vorüber! — Er hat mir meinen ſilbernen Ring zurückgeſchickt durch Schulmeiſters Ottil, und ſeinen hat ſie ihm auch gebracht."

„Da!" rief Ammi, „ſo iſt der Topf ſchon übergelaufen! — Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Red' von der Hochzeit zu Märtestag, und jetzt alles aus und vorbei! Das begreif' eins! — Sind denn etwa Fuchsſchwänzer und Ohrenbläſer dazwiſchen geweſen? Lene, liebe Lene, ſag' mir's doch!"

Lene ſchüttelte den Kopf und ſah Ammi ſo flehend, ſo ſchmerzlich an, als wollte ſie ſtillſchweigend bitten: Sei doch zufrieden!

„Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn du nicht die Lippen auftuſt! Ich muß dann glauben, du ſeiſt ſchuld, und deine Tränen klagen dich der Schuld an!"

Lene richtete ſich auf. Ihr glänzendes Auge richtete ſie feſt auf die Freundin, dann ſagte ſie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!"

„So iſt der Hannjoſt verrückt!" rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!" bat ſie wieder. „Du haſt mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh, ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und du kennſt ihn ſchon, ehe er um die Ecke iſt; aber du hinterhältſt alles. Hab' ich das um dich verdient?"

Da fiel Lene ihr um den Hals und ſagte, krampfhaft weinend und ſchluchzend: „Ich kann dir's nicht ſagen!"

„Du — kannſt — nicht?" ſprach Ammi gedehnt, und plötzlich bedeckte eine tiefe Glut ihr Angeſicht.

Sie ſchwieg lange; dann ſchlang ſie ihre Arme um Lenens Nacken, drückte ſie feſt an ſich, faßte ihr Geſicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den roſigen Mund.

„So!" ſagte ſie, „nun hab' ich dich noch vieltauſendmal lieber! Beſſer Unrecht leiden, als Unrecht tun! Laß ihn fahren, Lene! er iſt ein übermütiger, liederlicher Burſche, ein Händelſucher und Kartenſpieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb' aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel! Er iſt keiner Träne aus deinen ſchönen Augen wert!"

„Ach, könnt' ich!" flüſterte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!"

„Iſt er's denn noch, wo er deiner Achtung nicht mehr wert iſt?" rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Stoffel lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's ſein müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb' bis in den tiefſten Keim in mir zu töten, wenn — —. Nein, Lene, ſei ſtark! Ein Mädchen muß auch Herr ſein können über ihr Herz. Kränkt dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewiſſen rein iſt, ſo lacht man darüber. Siehſt du, da droben der, der weiß alles und der richtet. — Überleg' ich's jetzt und denke mir, wie der Hannjoſt ſo oft rauh und widerborſtig iſt, ſo mein' ich, der liebe Gott weiß am beſten, was uns frommt. Ich kann freilich nicht in die Zukunft ſchauen, aber ich hab' den Glauben, ſo, wie ſich's jetzt geſtellt hat, iſt's dein Glück. Beſſer, ſie werfen vor der Hochzeit die Maske ab, als nachher!"

Ammi hätte wohl noch lange ſo fort geredet, wäre nicht auf der Wieſe ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geſchrei der jungen Leute und Kinder.

„Himmel, das Vieh bieſt!" rief Ammi und war im Nu verſchwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeſchreckt worden iſt.

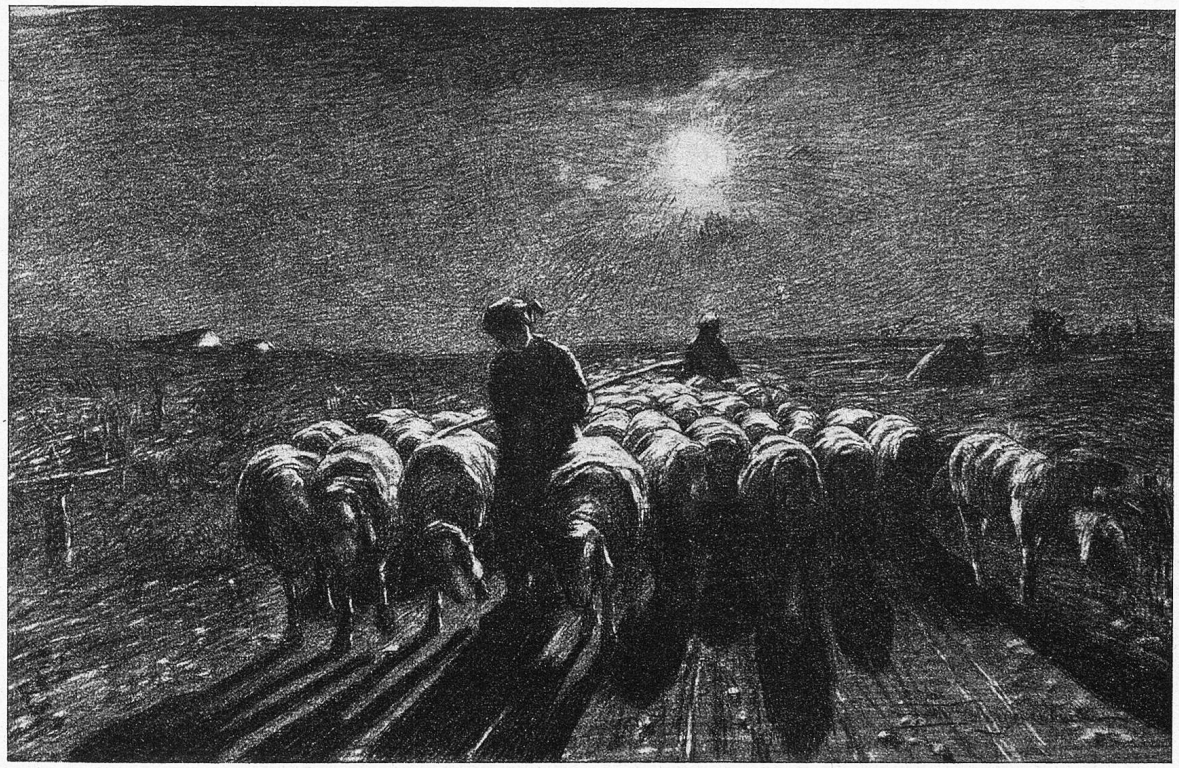
Nach allen Richtungen rannte das Vieh wie raſend, den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen laſſen, bis es müde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der ſummenden Horniſſe nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrücker „bieſen."

Es war ein Glück, daß ſich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballſpiel geſammelt hatte. Als ſie das Vieh rennen ſahen, bildeten ſie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Mützen und Tücher ſchwenkend; dadurch hielten ſie das Vieh vom Wald ab. Es rannte nun teils im Wieſengrund herum, ſtürzte ſich in den breiten und tiefen Bach und ſchwamm hinüber, teils rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurückgebracht und alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn?" fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größte Teil der jungen Leute stand.

„Ach," sagte das Mädchen, „der Hannjost hat mit der Hand vor dem Munde den Ton einer Hornisse nachgemacht; da wurde das Vieh toll und biesig."

Ammis zürnender Blick traf den Übermütigen, daß er das Auge niederschlug.



Segantini: Mondschein.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

„Wenn man von einem Buben- oder Schandstreich hört, so braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: Wer hat's getan? Jedermann weiß, daß Weierichs Hannjost der Urheber ist!"

Diese Worte sagte das Mädchen mit ätzender Schärfe.

Der Getroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärst du ein Bub," rief er, „ich bräch' dir den Hals!"

Ammi hatte sich abgewendet. Jetzt fuhr sie rasch herum und sagte: „Es tut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchstens das Herz brechen; und dann ist er noch frech und keck dazu, und die Welt stößt ihn nicht aus, wie er es verdiente!"

Sie sah ihn fest, fast durchbohrend an, und er schwieg und sah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal so fest und schnellkräftig über die Wiese, die Freundin aufzusuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu senden. Ammi kehrte zu der Gesellschaft zurück, von der Hannjost sich entfernt hatte.

„Den wird Gott zeichnen!" rief das Mädchen nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er schon!"

Kein Unfall störte mehr die Hütenden. Die Tiere beruhigten sich völlig und weideten wieder. Hier und dort spielten die jungen Leute in Gruppen, andere stimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte sich an den Stamm einer Erle und stand lange hier allein, sinnend und oft tief aufseufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin, bis endlich die Betglocke läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verschieden, dennoch ein Herz und eine Seele seit ihren frühesten Kindertagen. Sie hatten neben einander in der Schule gesessen, sie waren unzertrennlich bei den Spielen gewesen und hatten auch beide das heilige Nachtmahl miteinander zum erstenmal empfangen.

So alte Liebe roſtet nicht. Innig und treu verbunden blieben die Mädchen in dieſer Eintracht und nichts ſtörte ſie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als ſie ſich das ſüße Geheimnis der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vorteil. Ihre Liebe war begünſtigt vom Vater und von Hannjoſts Eltern und bald wurde das Verlöbnis gehalten, wo der Pfarrer eine ſchöne Rede hielt und die Ringe wechſelte. Ihrem Glücke ſchien nichts im Wege zu ſtehen, und Hannjoſts Eltern, wie viele Leute im Dorfe, meinten, die ſanfte Lene werde über den wilden Hannjoſt eine Gewalt erlangen, wie ſelten eine Frau über ihren Mann, eben weil ſie ſo gut und mild ſei. Andere zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn geweſen.

Ammi war nicht ſo glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war, wie die Leute ſagen, mit aus den Kinderſchuhen herausgewachſen, und wie ſie höher aufſchoſſen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber ſie war eine heimliche, weil der Vater Ammis dagegen war. Gegen den Burſchen konnte er nichts haben, er war ein Muſter eines braven, wackern Jungen, aber ſein Entgegenſtemmen hatte einen Grund, der in dem Sprichworte fußte: Viele Brüder machen ſchmale Güter. Der Stoffel war der älteſte von vier Brüdern und drei Schweſtern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gebackener Müller war und ein hübſches Gut hatte, ſo machten eben doch die Achtelchen nicht ſo viel aus wie ein Ganzes, und das bekam ſeine Ammi, denn ſie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte ſich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geſchwiſter mit Ammis Geld abfinden und ſich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffels Vater nicht hold, weil er feſt glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie ſie zu der Franzoſenzeit die Schöffen oder Bürgermeiſter nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjoſts Vater, zugeſpielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wuſch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ ſich's an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirat Ammis und Stoffels nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Haß iſt es, wie mit der alten Liebe. Er roſtet nicht und wächſt am Ende ins Fleiſch hinein wie ein Nagel, ſchmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wird's noch gehen?" ſagte Stoffel oft und ſeufzte.

Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit, kommt Rat! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat er das Spiel verloren; denn die elterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die iſt am Altar Gottes."

Der alte Bender, Ammis Vater, kannte ſeine Tochter. Hundertmal ſagte er: „An dem Mädchen iſt ein Bub verdorben. Ich fürchte, ſie macht mir noch Arbeit."

Wenn er das ſagte, dachte er allemal an Bauermanns Stoffel und Ammis Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Freier käme, um den Faden abzuſchneiden.

Ein Ereignis, wie das, daß Weierichs, des Syndiks Hannjoſt mit ſeiner Verlobten, mit Schneiders Lene, gebrochen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Überall ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen. Im Backhaus, am Brunnen, im Wirtshaus und Sonntag nachmittags vor den Haustüren wurde es beſprochen und verhandelt. Aber es war eine ſeltene Erſcheinung, daß ſich diesmal keine Parteien bildeten und nur eine Stimme im Dorfe war, und dieſe gegen Hannjoſt. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjoſt konnte in jedem Geſichte Tadel, Unwillen, Zorn leſen. Er hatte eben wenige Freunde im Dorfe.

Faſt durchweg in jedem Dorfe ſpielt ein Reicher unter den Burſchen den Wilden. Er iſt der Hauptha̲hn; um ihn ſammeln ſich die anderen, er gibt den Ton an, den alle ſummen. Sein Witz wird im Chore belacht; was er tut, iſt ſchön und recht, was er angibt, wird ohne weiteres getan. Wenn er irgendeinen friedlichen Bürger auf dem Striche hat, ſo kann er ſich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Ärger wird ihm angetan. Im Wirtshauſe ſitzt er obenan, beim Tanz iſt er der erſte und tanzt Solo, wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Muſikanten ſpielen müſſen, kurz, er iſt ein Machthaber, wie irgendeiner in der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen iſt, auch wenn ein derbes Maß Roheit und Übermut mit ins Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn

Schätze hätte und verließe, die Elfte meinte doch, sie fessele ihn sicher, und nimmt seine Bewerbungen mit Freuden an. Gehen Tollheiten, Unordnungen, Nachtlärm und dergleichen von ihm aus, die Männer haben selten den Mut, es ihm zu verweisen, weil sie die tausenderlei Wege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und sicher nicht säumt, es zu tun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweihe selten fehlen, führt er seinen Troß an und kann seiner Hilfe sicher sein. Wenn alle Welt von ihm redet, gleichviel, gut oder böse, so hat er in seiner Meinung das Höchste erreicht. Es ist wahr, daß oft solche Haupthähne, wenn sie es recht toll getrieben, im Ehestande musterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufstellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegenteil ebenso häufig eintritt.

Hannjost, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war so ein Haupthahn. — Eben der Umstand, daß ihnen so viele Kinder gestorben waren, sammelte in diesem letzten der Eltern ganze Liebe, und dies war sein Unglück. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Tasche, seine Wünsche zu befriedigen, und tat's auch, ohne daß ihm die blinden Eltern etwas dagegen sagten. Er war Herr seines Willens und machte es lediglich und immer, wie er selber wollte. So war er ein liederlicher Gesell geworden, der seine Leidenschaften allein maßgebend sein ließ für sein Tun, und die Leute im Dorfe nannten ihn „Weierichs Zuchtrute". Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren lassen. Um Benders Ammi strich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Lust war, und es gehörte entweder die ganze Unverschämtheit Hannjosts dazu, oder eine wahnsinnige Liebe, dennoch wiederzukommen. Endlich wurde er's denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, besser. Er warb um sie, und Lene, die ihn längst geliebt, erhörte seine Liebesbitten, und der alte Weierich sah's nicht ungern, obwohl er die rasche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht zutraute, den Wildfang zu bändigen und ihn zu einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene so starken Einfluß auf den Burschen ausübte, daß er seitdem wirklich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien.

Da brach er plötzlich mit dem holdseligen Mädchen, und der Vater und die Mutter standen so verblüfft da, wie alle anderen. Als sie ihn fragten, wies er sie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geschichte für sie aus; denn leider war es so weit gekommen, daß sie es nicht mehr wagten, dem Burschen mit dem Ansehen der elterlichen Würde entgegenzutreten. Fast weinend sagte der alte Weierich zu seiner Frau:

„Das ist die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus steht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salomo und Sirach so gut wie der Apostel Paulus haben uns umsonst geschrieben, was wir tun sollten. Nun ernten wir das Kreuz!"

Die Mutter seufzte und schwieg. Wer von beiden am meisten Schuld trug, war schwer zu sagen.

„Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!" klagte der Alte.

„Versündige dich nicht," sprach die Mutter; „du weißt doch noch, wie du mit dem vollen Kronentalersäckel nach Simmern liefst und mit dem leeren zurückkamst! Und gib acht, es legt sich wieder bei."

Aber es legte sich nicht bei. Wenn auch Scham und Reue Hannjosts Herz zerriß, sein Bauernstolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenens Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er sie sah, blickte er an den Boden. Sein Übermut war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Mut, ihren Tadel laut und scharf auszusprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine Zeitlang redete alle Welt von der Geschichte; dann ward's still, und weil Lene nicht starb, wie manche hatten wetten wollen, sondern, wenn auch mit schmerzlicher Überwindung, ihr Los trug, so wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahre nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntagmittags der alte Syndik Weierich in Benders Haus trat. Bender war allein und saß am Tisch und kramte in seinen Papieren, Schuldscheinen, Quittungen vom laufenden Anno.

„Stör' ich dich, Peter," sagte Weierich, „so sag's; so komm' ich ein andermal wieder."

„Nein, setz' dich, Gottfried," war Benders Antwort.

Er raffte seine Papiere zusammen, stieß sie auf dem Tische gleich, band sie zusammen, legte sie in das Schränkchen von Kirschbaumholz, das in der Ofenecke festgemacht war, schloß ab und setzte sich zu dem Syndik.

„Was führt dich zu mir?“ fragte er.

„Ein Geschäft,“ sprach der Syndik. „Ist's just hier?“ fragte er, sich umsehend. „Es ist für dich allein.“

„Wenn die Wände keine Ohren haben,“ sagte Bender, „so sind wir sicher.“

Er stand auf, sah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an die Stube stieß, und da er niemanden sah, kehrte er zurück, setzte sich zu Weierich an den Tisch und sagte: „Du kannst frisch von der Leber reden, wir sind allein.“

„Hör' einmal,“ hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit einem muß ich, und da komm' ich zu dir, weil ich dich für verschwiegen halte. Du weißt, die Landmesser sind mit der Vermessung unserer Gemarkung fertig, und die nächste Woche soll unsere Gemeinde eingeschätzt werden in ihre Steuerklasse. Da gilt's! Von Rechts wegen müßten wir halb erste und halb zweite Klasse bekommen; aber da müßten wir höllisch bezahlen und die Steuerlast läge auf unseren Nachkommen bis ans Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rheinufer wieder deutsch, was Gott lieber heut als morgen gebe, so bleibt doch der Kataster bestehen und der Steuersatz ist so fest wie unsere Berge — nicht?“

„Freilich“, sagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wußte, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte.

„Nun hat so ein Kommissär zwei Augen,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, so sieht er nur halb; legt man auch aufs andere, so sieht er gar nichts. Verstehst du?“

Der Syndik sah mit diesen Worten fuchsschlau lächelnd in Benders Augen.

„Ich versteh's,“ erwiderte Bender.

„Gut,“ sagte Weierich, „dann kann ich weiter herausrücken. Ich hab' mit dem Kommissär die Sache schon rund gemacht. Wenn er sechs Karolin bekommt, so setzt er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klasse. Es kräht kein Hahn danach, und unsere Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geringer. Es ist ein Vorteil auf ewige Zeiten.“

Benders Gewissen regte sich. „Recht ist's aber doch nicht,“ sagte er.

„Wohl wahr, Peter,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist mir's auch recht; aber es macht mir und dir ein schönes Sümmchen, und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unsere Kinder hinmordet, den wir alle hassen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unser Gemeindeland nimmt und versteigert's? Das Sprichwort sagt: Der Jud' haßt das Gerümmel! Ich hab' schon so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragst du noch, ist's Recht oder Unrecht? — He?“

Peter Bender müßte kein Bauer gewesen sein, wenn ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's,“ fuhr der Syndik fort, „spiel's ihm in den bodenlosen Säckel, so hat er's, und du und deine Nachkommen bezahlen's. Übrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigennützig für uns, sondern für unsere Gemeinde. Das mußt du bedenken.“

Peter Bender sagte: „Aber, Gottfried, woher die sechs Karolinen nehmen und nicht stehlen!“

„Oho!“ rief der Syndik. „Weißt du denn nicht vom letzten Gemeindetage her, daß wir in unserer Schmuggelkasse, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht alles zu wissen braucht und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht allemal schreiben kann — daß wir in der Kasse noch mehr als soviel haben?“

„Das wär' schon gut,“ sagte Bender, „aber was wird die Gemeinde sagen, wenn es fehlt? Und du willst es ja nicht jedem auf die Nase hängen?“

„Jetzt nicht,“ entgegnete der Syndik; „aber ich sag' es dir und noch zwei anderen von den ersten Männern im Dorfe, die können's bestätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zwecke verwendet worden, der allen zugut kommt. Nach ein paar Jahren sagt man's allen frank und frei, und da jeder seinen Vorteil dabei hat, was er sieht, wenn er in den Steuern herunterkommt, so wird auch jeder schon sein Maul halten und die Geschichte nicht an die große Glocke hängen.“

Segantini: Rückkehr in die Heimat.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

Beide sprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren sie einig und die Geschichte war fertig. Diese echte Bauernschelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender sich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigstens schon zehn im Dorf und der Kommissär hatte das Geld schon, um deswillen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, — eine Handlungsweise, die damals, wo das Geld alles Eckige kugelrund machte, ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staatshändel beseitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bendern, welch einen Streich ihm sein Hannjost gespielt mit dem Brechen mit Schneiders Lene. Es mochte ihm damit völlig ernst sein, aber sein geheimer Zweck forderte es, daß er seinen Sohn wo möglich rein wusch. Auf Lene direkt eine Schuld zu werfen, wagte er nicht. Er sagte daher: „So leid mir auch die Geschichte tut, so hat sie doch eine Seite, die mir nicht unlieb ist. Dir, Peter, kann ich schon so etwas sagen. Siehst du, die Lene ist viel zu weich für meinen Hannjost. Er ist so ein Wilder, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen lassen. Das muß unsereiner bedenken, wenn er über das Tun und Treiben der Jugend judiziert. Und ich frage dich, sind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unsere Weiber — man muß ehrlich sein — viel an uns zu schulmeistern gehabt; aber sie haben alle beide — deine, Gott hab' sie selig! und meine, Gott erhalte sie! — Haare auf den Zähnen gehabt und hingen uns den Brotkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, besonders fürs Wirtshaus. Daraus folgte, daß wir alle beide behaltene Männer geworden sind. Die Lene wäre, wie gesagt, zu weich für ihn gewesen, und ich hätte befürchten müssen, er hätte wie ein töricht Fohlen hinten ausgeschlagen. Das ist das einzige, warum mir die Geschichte weniger unlieb sein könnte. Ich meines Ortes", fuhr er fort, als Peter Bender dazu schwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf; ich will's nur rundheraus sagen — deine Ammi. — Aber die Lieb' ist stockblind, und man mag auch nicht gerade so entgegentreten, weißt du? — Nun aber hat er's selber aufgelöst, und nun ist's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, sie als meine Schnur zu sehen, da sie mit Bauermanns Stoffel, wie ich höre, ein Gehänge hat."

Ammis Vater hatte bis jetzt stille dem Redestrom des verschmitzten Weierich zugehört. Jetzt berührte dieser einen wunden Fleck. „Wer hat's gesagt," fuhr jener auf, „daß das Gehänge mit Bauermanns Stoffel mehr sei, als so ein Tanzspaß? Ich denke, wenn die Sache ernstlich gemeint sein sollte, der Vater hätte auch noch seinen Batzen dazu zu geben!"

Gottfried Weierich hatte erreicht, was er wollte. Er wußte nun, wieviel Uhr es war und wie die Gäule im Stalle standen. „Freilich," sagte er begütigend, „so denk' ich auch. Es ist zwar heutzutage ein bitterböser Geist in der Jugend. Sie wollen von elterlicher Zucht und kindlichem Gehorsam nichts mehr wissen und gedenken nicht, daß es im Heidelberger Katechismus heißt: „Was will Gott im fünften Gebote? daß ich meinem Vater und meiner Mutter und allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und Treue beweise und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebührendem Gehorsam unterwerfe," und wie die Worte ferner lauten. Jedes möchte gern selbst Herr sein, wenn's über einen Strohhalm springen kann."

„Wenn der Vater ein Simpel ist, dann geht's so," fuhr Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Mädel will ich den Stoffel aus dem Kopfe herausstoffeln, daß es eine Art hat!"

„Wärst du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hannjost käme und um Ammi würbe?" fragte Gottfried Weierich mit sanft lautender Stimme.

„Daß ich dir's gerade sage, Gottfried, ich hab' an deinem Buben viel auszusetzen," sprach Bender; „aber wenn er sich artet, so wüßt' ich nicht, was ich täte. Das aber will ich dir sagen, was wir hier reden, muß unter uns bleiben. Merkte die Ammi, und sie ist ihres Vaters Tochter darin, daß es ein abgekartetes Wesen wäre, es gäb' schlimme Arbeit. Ein resolut Mädel ist sie, das muß wahr sein!"

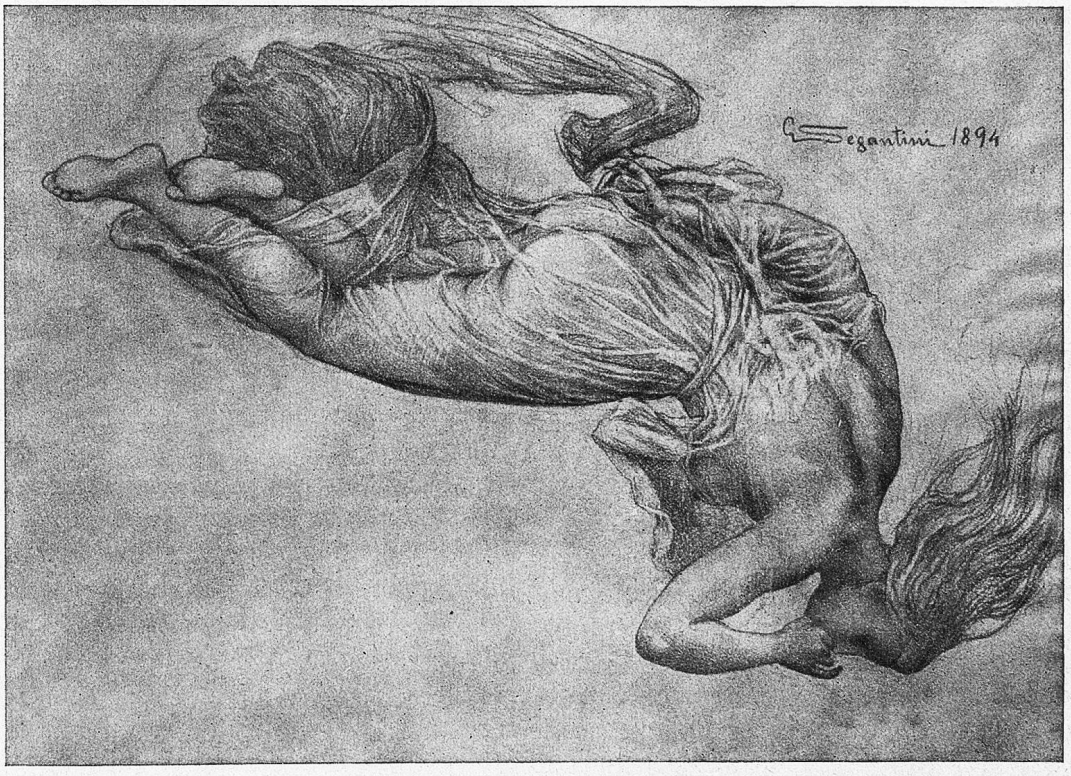
„Versteht sich," sagte der Syndik. „Dem Hannjost will ich so unter der Hand sagen: Hätt'st du Benders Ammi gefreit, so wär' das alles nicht gekommen. Das ist genug, denn er hatte die Ammi immer lieb, das weiß ich. — Also es bleibt dabei!" sprach er und stand auf,

indem er die Hand hinhielt. „Schlag ein, Peter! wir wollen beide das unsrige tun, und meinem Wilden will ich sagen: Zieh' die Schwungfedern ein, Bübchen, sonst kriegst noch nicht Hintenjakobs Kathrin zur Frau! das wird ihn gescheit und zahm machen. Ohnehin geht er herum wie ein gescheuchter Dieb. Er kann das rechte Fahrwasser nicht finden und merkt doch, daß es bald Zeit ist, verständig zu werden. Er ist jetzt seine einundzwanzig alt, alles hat sein Ende, und ich hoffe dich doch noch Kumpeer*) zu nennen. Schlag' ein, wenn dir's Ernst ist!"

Der Bender schlug ein, und der Syndik ging fröhlich von dannen. Ammis Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört, als er wußte, und sein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber sah er ein: sollte etwas aus der Heirat mit Hannjost Weierich werden, so war mehr als eine harte Nuß zu knacken.

Es ist auf dem ganzen Hunsrück eine allgemeine Einrichtung, daß wo möglich jedes Haus hinten einen Garten und, an diesen anstoßend, einen mit Obstbäumen mehr oder weniger besetzten Grasgarten, die „Pütz" genannt, hat. Da mancherlei Abflüsse in diese Pfütze gehen, sie auch in der Regel den Brunnen enthält und gewässert werden kann, so wächst in ihr das üppigste Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichste Grummet gibt.

Es war vielleicht vierzehn Tage später, als Ammi mit der Sense und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauses trat, um noch vor



Segantini: Die Stimme.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

Nacht eine Last Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hause war. — Die Pütz zog sich vom Hause bis zum Bache hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an diesem Hag ein Weg vorüber, der aus dem Dorfe zum Bache ging. — Sie stand in der Nähe dieses Wegs am Hag und schürzte sich eben zum Mähen; aber wie es so geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn, und sie stützte die Sense auf die Erde und lehnte ihren runden vollen Arm auf den Sensengriff. Es war ein schönes Bild, wie sie so dastand; das Haar war nachlässig aufgesteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten sich gelöst und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Busen; der weiße Hals wurde dadurch

*) Gevatter.

besonders gehoben. Auf den schönen Zügen lag tiefer Ernst.

Was sie so nachdenklich machte, waren zwei besondere Umstände, die seit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannjost schien den Auftritt auf der Wiese ganz vergessen zu haben. Er schien blind für die Verachtung, die sie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit sie ihn, wenn er sich ihr nahte — und das tat er mit sichtlichem Bemühen — zurückwies. Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne sie finden, da war er gewiß. Dies auffallende Betragen stand nicht allein. Auch sein Vater und seine Mutter waren ihr so ungewöhnlich freundlich, daß sie fast zu ahnen anfing, man beabsichtige von dieser Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das eine, was das verständige Mädchen stutzig machte. Das andere kam aus dem eigenen Hause. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „majeten", d. h. zu Besuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie notwendig es für redliche Eltern sei, dahin zu wirken, daß ihre Kinder sich in keine unpassenden Verbindungen einließen; daß es der Kinder Pflicht sei, den Eltern auch beim Heiraten unbedingten, blinden Gehorsam zu leisten. Es sei, sagte er, heutzutage so eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heiraten gehöre. Die Hauptsache sei, daß man etwas habe und erheirate, denn die Liebe lasse den Magen leer, und damit sei nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals hart über Bauermanns geredet, man sah's, absichtlich. Einmal, als Sonntags „Maje" (Besuch) da war, hatte sie nicht schweigen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heiraten.

„Vater", hatte sie da gesagt, „meint Ihr denn, es sei vor Gott recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind zwingen könne, eine Heirat mit einem Unhold einzugehen, den es haßt oder verschmäht? Meint Ihr, es sei auch da gehorsam zu sein schuldig, wo es sich um das Glück oder Elend seines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beispiel, ich ließe mich so von Euch verschachern, wie unsere Kühe an den Juden verschachert werden? Da irrt Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und sehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, so soll mich keine Macht zwingen, ja zu sagen. Das ist meine Meinung. Der Gehorsam hat auch seine Grenzen, und ein Kind ist nicht das Opfertier, das die Eltern zur Schlachtbank führen dürfen."

Da war er aufgebraust mit dem wildesten Zorne, hatte von verdorbenen, ungeratenen Kindern gesprochen, und wie er sie würde zahm zu machen wissen.

Ein andermal hatte sie, als er über Bauermanns losfuhr, ihre Partei ergriffen und sie verteidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz, und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie seine Einwilligung geben, ihr aber fluchen, wenn sie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe.

„Wohlan," hatte sie da gesagt, „so bleibe ich ledig und sterbe als alte Jungfer!"

Seitdem war das Verhältnis zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort sprach er mehr mit ihr. Nur Schnurren und Burren war im Hause; der Friede, wie er früher allzeit geherrscht, war verschwunden. Das hatte ihr schon manche schwere Stunde gemacht, und manche Träne hatte sie mit der treuen Lene geweint. Sie sah, wie auch ihr ein Schicksal nahte, gleich dem der Freundin.

Das alles ging jetzt an ihrer Seele vorüber, und immer tiefer versank sie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte sich schnell um. Es war Stoffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in seinen Zügen spiegelte sich der Kummer.

Eine Weile sahen sie sich in die Augen, so still, als sollten die Blicke reden. Sie taten's freilich auch.

Endlich sagte Stoffel: „Ammi, nun ist die ganze Geschichte klar!"

„Welche?" fragte das Mädchen.

„Nun, die mit dir und dem Hannjost."

„Nenne den Namen nicht!" sagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er ist mir so widerlich wie die Blindschleiche, wenn sie sich zu meinen Füßen windet! Aber sag', was hast du denn? du siehst ja auch so traurig drein?"

„Kann ich froh sein, wenn du mir sollst entrissen werden?"

„Daran sind wir noch nicht!" sagte Ammi.

„Meinst du?" fragte der Jüngling und lehnte seine kräftige Gestalt wider den Buchenhag. „Ich will dir dann nur sagen, daß die alte Weierichin gestern zu meiner Base gesagt

hat: es sei ihr lieb, daß ihr Hannjost das bleiche Buttergesicht, die Lene, habe fahren lassen. Die habe nichts für ihn getaugt; du seiest die Frau für ihn, und sein Vater habe auch mit dem deinigen geredet und sein Jawort erhalten. Das sei nun ausgemacht, und dein Vater werde dich schon zur Ordnung bringen, wenn du auch nicht wolltest; diesen Dienstag werde er die Freier senden."

Ammi wurde bleich wie Schnee. Sie sah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blicke lag ihre ganze Seele. Sie schwieg einige Minuten, dann sagte sie: „Stoffel, ich bleibe dir treu! Vertraust du mir auch dann, wenn du mich an der Seite Hannjosts zur Kirche gehen siehst mit dem Brautkranz im Haar? — Ich frage dich, glaubst du auch dann noch an meine Treue?"

Stoffel schwieg einen Augenblick, er verstand kaum, was sie sagte.

Sie wiederholte ihre Worte und sagte: „Sieh, ich fordere viel, sehr viel von dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubst du?"

„Ja," sagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es soweit komme!"

„Es kommt soweit, ich glaube es," sagte sie, und die bleiche Wange färbte sich wieder in höherer Glut. „Aber geh', mein Vater könnte kommen. Noch eins, Stoffel! Rede jetzt nichts mehr mit mir. Tu', als ob wir unsere Herzen auch getrennt hätten. Sei gleichgültig gegen mich, ich bin's auch gegen dich. Lene wird dir sagen, was ich denke. Gute Nacht!"

Er reichte ihr die Hand, die sie drückte, und er ging.

Rasch fuhr jetzt die Sense durch das abendlich feuchte Gras, rauschend streckte sie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk, und bald trug sie die Last in die Tenne, von wo aus sie es in die Raufe des Viehes einlegen konnte. Als sie in das Haus trat, hörte sie schon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Diele krachte, so schwer trat er auf. Und als er sie in der Küche hörte, da kam er heraus, und sein wilder Zorn brach los, denn er hatte sie bei Stoffel stehen sehen. Fest erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen, und es sei sein fester Wille, daß sie Hannjost Weierich zum Manne nehme.

Sie schwieg beharrlich, denn jede Widerrede hätte ihn zu Mißhandlungen führen können.

Auch kam die Magd, und die Ehre, auf die der Hunsrücker viel hält, forderte, daß sie nicht Zeuge sei von Worten oder Taten, deren sich Vater und Kind zu schämen hätten. Sie stellte, als das Essen fertig war, es ruhig auf den Tisch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier schüttete sie es in heißen Tränen aus. Sie sah das Unglück nahen, das sie so manchmal bei ihres Vaters starrem Sinne gefürchtet hatte. Es hing die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte, aber

Segantini: Liebe auf den Bergen.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München

kein Verzagen kam in des Mädchens starke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als sie gebetet, setzte sie sich auf ihre Kiste, stützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und so saß sie noch, als die Sterne am Himmel standen und der wunderbare Komet mit seinem riesenhaften Schweife; so saß sie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann stand sie auf, um sich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geschaut hätte, der würde in der wunderbaren Ruhe derselben erkannt haben, daß ihr Denken ein sicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinsten Einklange stand. Sie legte sich ruhig nieder, und der Schlaf des Friedens senkte sich bald auf die geschlossenen schönen Augen nieder, aus denen die Tränen verschwunden waren.

Ruhig erwachte sie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß sie bleich aussah und die frischen Rosen ihrer Wangen seit gestern abend entblättert schienen.

Ihr Vater sah's, aber er beachtete es nicht, wollte sich wenigstens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib' heute zu Hause," sagte er, als er in die Küche trat, um eine Kohle auf seine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hause und war unermüdet tätig. Als aber der Vater, um etwas zu ordnen, aufs Feld ging, da eilte sie zu Lene und fiel ihr um den Hals.

„Lene!" rief sie, „auch mir naht das Unglück. Denke dir, der Hannjost freit um mich!"

Lene wäre fast in Ohnmacht gefallen.

„Was wirst du tun?" fragte sie schluchzend.

„Meinem Vater gehorchen," sagte Ammi fest; „aber, Lene, zweifle nicht an mir! Werde nicht irre an mir! Und siehst du mich mit ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!"

Lene starrte sie an. Ammi aber riß sich los und eilte hinweg. (Fortsetzung folgt.)

Aus Tagebuchblättern

von Nanny von Escher.

Albis, 4. Feb. 19..

Als ich vorhin die Haustüre schloß, erfreute ich mich am hellen Klang der Feierabendglocken. Möchten sie dem Freund einen schönen Sonntag einläuten! Mit ihm bringe ich alles in Verbindung, was ich sehe und höre. Der Gedanke an sein Glück steht hinter jedem Baum wie ein Kind, das sich haschen lassen will und bittend die Händchen ausstreckt: „So komm' doch und fang' mich ein!"

Den 5. Febr.

Mit einem jungen Gast habe ich heuer den ersten Spaziergang gemacht. Weit gingen wir nicht; denn nach dem langen Hausarrest, den der strenge Winter auferlegt hatte, fiel mir das Stapfen im Schnee recht schwer. Aber ich war glücklich, von der Paßhöhe aus wieder einmal die jenseitigen Berge zu sehen und den prachtvollen Abendhimmel, der in satten, südlichen Farben glänzte, während über unserm Häuschen schon grauschwarze Schatten lagen. Auf der Straße tummelten sich Sportsleute. Mir war's wie ein Fest, wieder einmal draußen zu sein unter lachenden, rufenden Menschen.

Den 9. Febr.

Als ich die Laden öffnete, lag der Obersee wie ein goldiges Meer hinter den dunkeln Tannen: das goldene Meer der Wünsche, in das wir jeden Morgen, den wir arbeitsfroh begrüßen, untertauchen. Die dunkeln Tannen, die den freien Ausblick hemmen, mahnen an die vielen Hindernisse, die immer bereit stehen — wie gestern, so auch heute.

Nachts lasen wir in Niedermanns „Rennwart Schönau". Ich möchte wissen, welche Beweggründe den Verfasser geleitet haben. Adelshaß im allgemeinen oder irgend eine Animosität im besondern? An Originalität gebricht es den Schilderungen nicht und an derber Wahrheit noch weniger. Wenn z. B. Fräulein v. Oldenbach ihrem Geliebten, dem Rebellensohn, im Absagebrief klagt, ihr fehle Geduld und Kraft des unverwöhnten Volkskindes, so ist damit das Hauptübel erwähnt, an dem wir alle kranken. Ja, Geduld und Kraft sind durch die Kultur in Jahrhunderten aufgebraucht worden. Das ist's, was uns jetzt hindert, durchzudringen; sie, diese verschleuderten Werte, türmen sich als schwarze Riesentannen an unserm Weg und sperren den Durchpaß in helle sonnige Weiten.

Den 17. Febr.

Ein wundervoller Wintertag! Der Häher, der heute ein eifriger Kostgänger war, prophe-